



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bruchmann, K.: Adalbert Stifter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hängen einer wollenen Decke möglich gemacht, in seinem Zimmer Licht zu brennen, dessen er beim Eingang von Befehlen und Meldungen dringend bedurfte. Wir waren deshalb alle froh, als die Nacht glücklich vorüber war, und man sich in La Grenouillère in einem kleinen Jagdpavillon reihum mit den Mannschaften an einem von willigen Händen aufs beste unterhaltenen Kaminfeuer wärmen konnte. Bekanntlich ruhten an diesem außerordentlich kalten 1. Dezember auf der Hochebene von Villiers die Feindseligkeiten, weil beide Gegner mit der Bergung ihrer Verwundeten und Toten vollauf zu tun hatten, und am Nachmittag erfolgte sogar „der Abschluß einer mehrstündigen Waffenruhe zur Aufräumung des Schlachtfeldes.“

„Da die augenblickliche Anwesenheit mehrerer preussischer Brigaden dem linken Flügel der Maasarmee einen starken Rückhalt gewährte, so hatte der Kronprinz von Sachsen an den kommandierenden General des zwölften Korps die Aufforderung gerichtet, den noch immer in bedrohlicher Haltung bei Bry und Champigny gegenüberstehenden Feind über die Marne zurückzuwerfen und die erbauten Brücken zu zerstören. Dieser Befehl erreichte jedoch erst zu so später Tagesstunde seine Bestimmung, daß die Ausführung verschoben werden mußte.

Inzwischen hatte Seine Majestät der König die einstweilige Führung sämtlicher zwischen Seine und Marne vereinigter Truppen dem General von Fransecky übertragen und denselben dem Oberkommando der Maasarmee unterstellt. Von dem letzten ging nun dem genannten General gegen Abend die Weisung zu, den Angriff, falls ein solcher bis dahin noch nicht stattgefunden haben sollte, am nächsten Tage auszuführen. General von Fransecky befahl insofgedessen dem Prinzen Georg von Sachsen, mit den ihm überwiesenen Truppen in aller Frühe Bry und Champigny zu überfallen, wobei er erforderlichenfalls durch die preussische siebente Brigade unterstützt werden würde. Außerdem sollten sich die sechste Brigade und zwei Batterien um sieben Uhr Morgens bei Suchy, alle übrigen Truppen in ihren augenblicklichen Quartieren zum Eingreifen bereit halten.“

Da uns Schützen ein glücklicher Stern Chelles als Nachtquartier zugewiesen hatte, so hielten wir uns mit Hilfe eines alles veräumte einholenden Wärenschlafes „zum Eingreifen bereit.“



Adalbert Stifter



tifter hat so viele Federn in Bewegung gesetzt, daß sein Charakter als Schriftsteller und die verschiedene Art seiner Wirkungs-fähigkeit vollständig feststeht. Nur die Leute, die ein gewisses Talent haben, alles besser oder am besten zu wissen, können sich noch weiterhin versucht fühlen, etwas über ihn „zusammenzustellen.“ Dagegen hat es Interesse, seinem Leben nachzugehen unter Führung von Alois Raimund Hein, der es uns mit dem äußersten Fleiß und in glücklicher Darstellung be-

geschrieben hat. *) Es sei erwähnt, daß wir neuerdings auch von Wilhelm Kosch eine Schrift über den Dichter haben: Adalbert Stifter und die Romantik. Prager deutsche Studien, herausgegeben von C. von Kraus und A. Sauer. Prag, Bellmann. 118 Seiten.

Mitunter hört man wohl die Klage ertönen, daß wir keine wahrhafte Autobiographie hätten, woraus sich dann wohl ergeben müßte, daß auch unsre Biographien einen traurigen Anteil an der Unvollkommenheit alles menschlichen haben. Sind die, die trotz Augustin, Rousseau, Franklin, Goethe usw. so klagen, nur neugierige Sensations Schnüffler, die uns mit gedankenvoll gerunzelter Stirn auf diesen Mangel der Welt aufmerksam machen, oder sind es übergewissenhafte Historiker, die für die geschichtliche Darstellung mit einem zu schwächlichen Gewissen auf die Welt gekommen sind, wie es die liebe Hilde Wangel an ihrem Baumeister Solneß rügt (II, 6)? Wissen wir wirklich noch nicht genug davon, wie die Menschen sind, oder hat sich unsre zudringliche Neugier so zu krankhaftem Heißhunger gesteigert, daß wir von einem Dichter usw. jeden Gedanken, jedes Gefühl, besonders etwas schlechtes oder pathologisches erfahren wollen? Wollen jene Historiker bestätigt finden, was Schopenhauer in den Nachträgen zur Lehre vom Leiden der Welt behauptet: keiner verträgt, daß man ihn aufmerksam betrachte? Auch daß Aufzeichnungen Stifters über seine früheste Jugend unvollständig geblieben sind, wird nicht so tragisch zu nehmen sein, wie Hein es meint: „Das Buch, vollendet, hätte das Geistesevangelium werden müssen jedes echten Menschensohnes, die Darlegung und Geschichte einer edeln Seele, von den ersten Regungen und Strebungen, von den frühesten noch unbewußten Empfindungen des Kindes bis hinauf zur glühenden Begeisterung des die ganze Welt mit Liebe umfassenden, stolz zu den Sternen sich aufschwingenden Jünglings — und wieder ausklingend zu den Erfahrungen des gereiften Mannes.“

Ich meine, daß wir, wenn Stifter auch jene Aufzeichnungen unterbrach und nicht alle Entwürfe fertig machen konnte, in seinen zwanzig Bänden einen hinlänglichen Schatz des Besten, was er geben konnte, und eine völlig ausreichende Bekundung seines Wesens haben. Zudem beurteilen auch sehr wahrheitsliebende Menschen sich selbst nicht immer mit voller Sicherheit. Daß wir von jedem Menschen etwas zu viel wissen, wie Nietzsche sagte, enthält viel Wahres; nur wird es oft ebenso zutreffend sein, daß wir von Menschen zu wenig wissen, nämlich ihre Mühen, Leiden, guten Taten und Gedanken. Daß wir von Stifter noch etwas Böses erfahren könnten, glaube ich nicht; aber auch gutes nicht mehr, als wir so von ihm wissen.

Wer etwa im Jahre 1856 nach Linz kam und den Schulrat Stifter besuchte, fand ihn in einer hübschen, geräumigen Wohnung, die auf die Donau hinaus sah. Der Herr des Hauses war klein, recht wohlbeleibt, hatte ein breites, ruhiges, etwas blatternarbiges Gesicht, schlicht herabgestrichenes glänzendes Haar, eine sanfte, etwas umflorte Stimme. Von den Kennzeichen, die nach Schopen-

*) Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faktilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferabdrücken, 2 Photolithographien und 114 Textbildern. Prag, 1904. Im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 691 Seiten.

hauer (Über die Universitätsphilosophie) zur „Fabrikware der Natur“ gehören, wie matter Herzschlag, trübe, spärende Augen, stockende Rede, stark entwickelte Freßwerkzeuge u. a. m., hätte nur das Letzte auf Stifter gepaßt. Er sah zwar, wie jemand bemerkte, aus wie ein Bauer, aber sprach wie ein Kavaliere — wonach wir billig auf Stil und Geist der Kavaliere schließen müssen —, und besonders hatte er große, glänzende, seelenvolle Augen. Er liebte damals das gute Essen und scheint, ehe sich sein böses Leberleiden entwickelte, etwas zu viel gegessen zu haben. In seinem Arbeitszimmer hatte er allerlei zusammen, was er in spätern Jahren mühsam gesammelt hatte: kunstvolle Geräte, Marmorarbeiten, kostbare Leinengewebe, merkwürdig geformte und verzierte Gläser, Porzellan, altertümliche Holzschnitzereien, eine Menge eigner und fremder Bilder. Dazu kam ein sehr zahlreicher Bestand von Kästen, deren gelegentliches Blühen ein „Ereignis“ war, an dem Freunde teilnehmen mußten oder durften, auch wenn es mitten in der Nacht war. Endlich gab es da immer einige Hunde, die Stifter sehr liebte, meist überfütterte, geduldig pflegte und zärtlich betrauerte, wenn er sie verlor. Überhaupt war er ein Freund der Tiere, wenn er auch in jungen Jahren leider einen brutalen Massenfang von Meisen betrieben hatte, wie denn sogar der zarte Mörike mitunter dem Finkensfang oblag.

Stifter schnupfte einen sehr sorgsam gemischten Tabak, rauchte stark und hatte immer einen großen Zigarrenvorrat, der in Pakete abgeteilt war und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit der Reihe nach vorgenommen wurde. Um immer über die Zeit des Ablagerns unterrichtet zu sein, versah er jedes Paket am Tage des Ankaufs mit einem Zettel. Gewöhnlich trug er einen langen sogenannten Goetherock, eine lose geknüpfte Halsbinde und gern Schuhe mit zolldicken Sohlen. Zum Gebrauch auf dem Lande hatte er schwere Holzschuhe oder Wasserstiefeln. Sah man ihn in dieser Behäbigkeit, so konnte man begreifen, daß er alt werden wollte wie Goethe und Alexander von Humboldt. Als er später krank wurde, befragte er einmal sechs Ärzte nacheinander. In früherer Zeit erfreute er sich jedoch einer massiven Gesundheit, sodaß er auch großen gesellschaftlichen Anstrengungen gewachsen war. Einst erschien er sehr spät mit der Erklärung, er müßte gleich wieder fort. Aber er blieb und — sprach fast zwei Stunden ununterbrochen über einen verzweifelt uninteressanten Gegenstand. Diese furchtbaren Monologe waren nicht selten. Handelten sie etwa vom Leben und Treiben auf einem Hühnerhofe, so blieb den Hörern nichts von diesen so trefflichen Tieren erspart, bis zum letzten Strohalm und bis zum kleinsten Sandkörnchen, das eine emsige Henne scharrend in die Höhe warf. Allerdings sprach er anspruchslos und ohne jeden deklamatorischen Aufputz (auch wenn es sich um Kunst handelte), ruhig, behäbig, langsam, mit nachdrücklicher Betonung der Endsilben; aber er überschätzte dabei oft in hohem Grade die Genußfähigkeit seiner Zuhörer, und das Abendbrot der Wirtin wurde zuweilen kalt.

In seiner Häuslichkeit hatte er wohl zu einer so ausgedehnten Beredsamkeit keinen Anlaß. Er konnte nicht (wie mitunter große Gelehrte) erproben, daß sich über den mehr oder weniger zahlreichen Familientreis sofort ein ehrfurchtsvoll aufmerkendes Schweigen verbreitet, wenn das Haupt der Familie

sein Essen zu einer längern Bemerkung unterbricht. Meist nämlich lebte Stifter mit seiner Frau allein; Kinder hatten sie nie gehabt. Doch war eine Nichte Juliana zwölf Jahre bei ihnen, von der noch die Rede sein wird. Die Ehe war 1837 geschlossen worden. Mit Amalie Mohaupt, die als Tochter eines Fähnrichs 1811 in Rojetein in Mähren geboren war, wird Stifter andres verhandelt haben als Fragen der Malerei, der Novellistik, der Erziehung und des Unterrichts. Auch sie war mit der Zeit eine recht behäbige Dame geworden und scheint ihn, nach mehreren sehr zärtlichen Briefen, die er von seinen amtlichen Reisen und aus Bädern an sie schrieb, befriedigt zu haben, sogar progressiv: denn 1866 schrieb er seinem Verleger und Freunde Heckenast, daß ihm erst jetzt das volle Glück der ehelichen Liebe deutlich geworden sei.

Als der Verfasser unsers Buches sie etwa in ihrem sechsundsechzigsten Lebensjahr aufsuchte, blieb ihm freilich „die versuchte Augenblicksarbeit der Vergöttlichung unvollendet im Gehirn stecken.“ Man braucht das nicht auffällig zu finden. Denn die göttliche Lotte Kestner (die übrigens damals mit dem Kopfe wackelte, wie uns gewissenhaft berichtet wird) äußerte nach einem Besuch bei Goethe 1816: „Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Manne gemacht, welcher, wenn ich es nicht wüßte, daß es Goethe wäre, und auch dennoch, keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat.“

Amalie scheint nicht gern geschrieben zu haben. Denn Stifter schreibt ihr einmal (Oktober 1863): „Ich habe keinen Brief von dir erwartet, da du sagtest, ich sollte dich mit Schreiben nicht plagen.“ Sie hatte ihm jedoch wenig Jahre nach der Verheirathung, offenbar auf einen etwas überschwenglichen Brief seinerseits, geantwortet: „Deine beiden Briefe haben mich erfreuet aber auch Betriibt nach dem Du so ein Confusheß zeig durcheinander schreibst daß man nicht weiß, was man aus allem dem machen soll, nicht nur ich allein, sonder wir alle wissen nicht was Du forhast.“ Bekanntlich hatte Stifter selbst seine orthographischen Schrullen, aber nicht in der Art, wie hier seine Gattin. Sie wird das wohl aus originaler Kraft geleistet haben. Wie weit sie an den schriftstellerischen Arbeiten ihres Mannes teilnahm, kann man leider im Interesse einer gewissenhaften Biographie nicht feststellen. Doch mag es so ähnlich gewesen sein wie mit der guten Christiane, an die Goethe kurz vor der Vollendung von „Hermann und Dorothea“ (10. März 1797) schrieb: „Sobald das Gedicht fertig ist, soll die Seife ankommen und noch etwas dazu, damit du dich auch auf deine Art an mir freuen kannst.“ Doch finden wir in Stifters Briefen an Amalie nicht eine so realistische Zärtlichkeit wie bei Goethe (14. Juli 1803) an Christiane: „Schicke mir mit nächster Gelegenheit Deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drucken kann.“

So traurig die Welt auch sonst meist ist, so ersieht man doch aus diesen kleinen Ereignissen das tröstliche, daß ein weibliches Wesen recht liebenswert sein kann, auch wenn es mit Rechtschreibung und Grammatik (die beide offenbar zu den vielen Erfindungen des Teufels gehören und einem verdrießlichen Wandel unterworfen sind) auf etwas gespanntem Fuße steht. Hat nicht der selige Börne einmal so etwas gesagt, wie daß Unorthographie die Krone der Liebenswürdigen-

keit der Frauen ist? Amalie wird also für ihren Mann nicht die „langweilige Person“ gewesen sein, als die sie einem Jugendfreunde, Franz Mugerauer, vorkam, der zu viel Ansprüche an sie und zu wenig Verständnis für sie hatte.

Wie war doch der Dichter zu ihr gekommen? Da müssen wir auf seine frühe Zeit zurückgreifen, nach Wien. Mit einundzwanzig Jahren, also 1826, kam der in dem Marktflecken Oberplan in Südböhmen geborne, von den Benediktinern in Kremsmünster für die Universität vorbereitete mittellose Sohn eines verstorbenen Leinwebers mit zwei Freunden nach Wien. Die zärtlich geliebte und verehrte Mutter, Tochter eines Fleisqhauers, lebte noch. Stifter wollte nicht mehr, wie als Kind, Pfarrer werden, sondern Jurist. Noch mehr als in der Schülerzeit mußte er in Wien daran denken, sein Leben durch Privatunterricht zu fristen. Daneben malte er fleißig (er ist ja der Malerpoet genannt worden), besonders Landschaften, und verkaufte auch mitunter etwas von seinen Bildern. In Kremsmünster war er ein Musterjchüler gewesen und hatte Fähigkeit wie Interesse für alle Gegenstände gezeigt. Besonders scheint er Mathematik, Physik und Botanik geliebt zu haben. Diese Vielseitigkeit kam ihm in Wien sehr zustatten für seine Schüler und Schülerinnen. Natürlich waren ihm diese Stunden oft „bis zur Kehle,“ denn gerade die dümmsten glaubten wie gewöhnlich ihre Geringschätzung nicht verbergen zu dürfen. Immerhin fehlte es dieser Studentenzzeit nicht ganz an Heiterkeit und Humor, die in seinen Schriften nur spärlich vertreten sind.

Etwas 1830 begann sich bei ihm die Frage zu regen: „Wo ist die, die deine Geliebte und dein Freund zugleich ist?“ Er hatte nämlich auf Ferienreisen in Friedberg ein hübsches, liebenswürdiges und wohlhabendes Mädchen, Fanny Greipl, kennen lernen; einige an sie 1828 bis 1835 gerichtete Briefe sind erhalten. Ihre Eltern erwogen jedoch nicht mit Unrecht, daß Stifter einzuweilen durchaus nicht in der Lage sei, zu heiraten. So mußte er mit tiefem Schmerz auf die Geliebte verzichten. Er hatte 1833 einen Versuch gemacht, sich vom Staate anstellen zu lassen, um in Prag Physik zu lehren. Er bestand die schriftliche Prüfung aufs glänzendste; aber unbegreiflich war es, daß er am Tage der mündlichen Prüfung nicht erschien. Noch einmal, als er heiraten wollte, bereitete er sich 1837 darauf vor, als Professor der Botanik an die Forstlehranstalt zu Mariabrunn zu kommen. Aber — er wurde krank und mußte den Prüfungstermin versäumen.

Als nun Fanny für ihn verloren war, anscheinend bloß wegen seiner Armut, suchte er hastig, wie das öfter geschieht, in einer neuen Verbindung das Glück, das die alte, erste versagte, und spiegelte dem so verwaisten Gefühle vor: „Wie bist du ja geliebt und glücklich . . .“ Ein andermal gesteht er, er habe sich Amalien in vorsätzlicher Selbstverhärtung und aus gekränkter Eitelkeit zugewandt. Ehe er sie heiratete, hatte er ihr sogar noch einmal gestanden, daß er eigentlich Fanny noch liebe. . . . Amalie habe ihm für seine Aufrichtigkeit gedankt und ihn nicht bei seinem Versprechen festhalten wollen. Aber es kam zur Heirat. Leider war das Mädchen noch ärmer als unser Dichter. Der Vater lebte irgendwo in Ungarn als Leutnant a. D. Er ließ zwar einmal in einem Briefe seinen künftigen Schwiegersohn wie zum Ersatz zum Herrn

von Stifter avancieren, aber die Ausstattung, die er seiner lieben Tochter mitgab, bestand außer in seinem väterlichen Segen nur — „in zwei Bildern der Familie Jesu Christi, die er einst vor Jahren aus Italien mitgebracht hatte.“ Amalie, die Stifter auf einem Familientanzvergnügen kennen gelernt zu haben scheint, hatte in Wien bei einer Frau Lazzar mitsamt ihrer Schwester Josephine Anweisung in Handarbeiten genommen, um sich eine Existenz zu gründen. Sie konnte also zum Haushalt nicht direkt beitragen.

Das Paar mietete in dem Stadtteil „Landstraße“ eine Hofwohnung von zwei Zimmern. Josephine, die man mit ins Haus genommen hatte, starb an der Schwindsucht. Die zwei Stuben erhielt aber Amalie sauber und ordentlich. Da Stifter keine Anstellung hatte, blieb es bei den elenden Privatstunden und den Versuchen, durch die Bilder etwas zu verdienen. Das Paar lebte äußerst dürftig. Da, schon fünfundsreisig Jahre alt, im Jahre 1840, hatte er in ein paar freien Stunden ein kleines Schriftstück fertig gebracht, das bei einem Besuche aus seiner Tasche hervorjah. Man zog neugierig die Rolle heraus und hatte die kleine Erzählung „Kondor“ vor sich, die einem Redakteur gegeben, von ihm in der Wiener Zeitschrift abgedruckt und mit zwanzig Gulden bezahlt wurde. Von nun an war es Stifter leicht, andre Sachen in Wiener Zeitschriften unterzubringen.

„Den Weihfuß der dichterischen Muse“ hatte er schon zeitig empfangen, als er auf der Schule hübsche Verse gemacht hatte. Aber seine lyrischen Gedichte verschwinden neben der Prosa, und von seinen dramatischen Plänen (z. B. Naufikaa) kam nichts zur Ausführung. Schade, daß er nicht ein biblisches Drama schrieb, dessen Aufführungsverbot seinen Wert märchenhaft, von Null Grad auf sechzig Grad, gesteigert haben würde. Die zwei ersten Bände seiner „Studien“ erschienen 1844 und hatten einen sehr großen Erfolg. Der Titel der Novellensammlung ist, wie Hein bemerkt, dem Wörterbuch des Malers entnommen. Als Maler habe Stifter gewußt, daß die Studie, für den Schaffenden zumal, an Freiheit, Ursprünglichkeit und Lebendigkeit die umsichtig und gewissenhaft durchgebildete Ausführung des in allen Teilen vollendeten Werkes meist weit überragt. Später (1866) erklärte der Dichter einmal: „Mir ist jedes Streben nach Schriftstellerruhm vollkommen fremd, wie jedes Streben nach Ruhm überhaupt. Aber für eine Art Beifall war ich von Kindheit an sehr empfänglich, ja ich geizte danach, für den Beifall, recht getan zu haben, aber dabei auch zu wissen, daß es wahr ist. Sehr bald entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe und ein Widerwille für das Gegenteil, was mich in meiner ersten Jugend öfter zu überschwenglichem Anschließen oder Aburteilen hinriß. Dabei wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich; sehr bald trat dies mir auch in der Kunst und äußern Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahr durch die »Schöpfung« von Haydn in ein ahnungsreiches und wonnevolles Wunderland versetzt wurde und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unsrer Wälder betrachtete.“

Natürlich hat Stifter die Schriftstellerei nicht ohne innern Trieb begonnen; aber mindestens zunächst war es das Brot, wofür er arbeitete, nicht der Ruhm.

Als die Erstlinge seiner Studien entstanden, war er ja in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen. Zum Teil blieb es noch immer wahr, was er einmal in einem Briefe bekannte: Ich bin wirklich in eine Lage geraten, daß ich manchen Tag nicht weiß, wovon ich morgen leben werde. Trotzdem wollte er noch 1840 nach Italien übersiedeln, um einige Zeit im gelobten Lande der Kunst zu leben. Auf das Meer wollte er gern sehen. Gleich hier kann erwähnt werden, daß er endlich 1857 mit seiner Frau die einzige große Reise machte bis nach Triest und Udine. Sie dauerte fast einen Monat. Das Meer machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn. Alles andre, Wälder, Alpen usw. versank damals zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. „Ich hatte eine so tiefe Empfindung, wie ich sie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte Lieber, teurer Freund, bei diesem kleinen Vorgeschmack war es mir oft, als müßten mir heiße Tränen hervorbekommen, daß ich so alt geworden bin und das nicht gesehen habe. Goethe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal und dann öfter nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen. . . .“ Zum Glück ging es Stifter besser als Roseggers Waldschulmeister, der, von einem hohen Berge endlich ganz in der Ferne das Meer erblickend, sein Augenlicht verliert und bald stirbt. Bei seinem Geständnis mag Stifter im geheimen auch an seine Malerei gedacht haben. Doch werden wir kaum irren, wenn wir seine Meinung irrig finden. Er wäre als Dichter kaum wesentlich anders geworden. Dort in Wien in armseligen Stuben hat er seine schönen Sachen geschrieben, wie Gottfried Keller in Berlin angeblich über einer Schmiede sein wundervolles Kunstwerk Romeo und Julia auf dem Dorfe. Italien hätte auf Stifter, den fein empfindenden und mannigfaltig gebildeten Künstler, gewiß gewirkt, aber kaum den schriftstellerischen Charakter, den er auf die Welt mitbrachte, zu einer wesentlich andern Entfaltung gebracht. Daß durch Italien seine Ader für das, was man Handlung nennt, deren Erfindung ihm immer sauer wurde, lebhafter pulsiert hätte, ist nicht anzunehmen. Er war und blieb bei weitem mehr der Dichter und Schilderer des Zuständlichen.

Um für seine höchst zahlreichen dichterischen Pläne mehr Zeit zu haben, wollte er 1846 die ewigen leidigen Privatstunden etwas einschränken und dafür (wie Mörike) ästhetische Vorlesungen in Wien halten. Aber für die geplanten zwölf Vorlesungen, für die sich schon über dreihundert Hörer vorgemerkt hatten, hatte er das passende Lokal nicht rechtzeitig belegt. Die Sache unterblieb also. Unterdessen gingen die politischen Wirren in Wien los. Stifter bekam sie so satt, daß er plötzlich im Mai 1848 Wien verließ und in Linz so eilig eine Wohnung nahm, daß sie erst für ihn bewohnbar gemacht werden mußte. Die Vorgänge in der Hauptstadt beklemmten den Patriot, der 1866 für die Kosten des Krieges freiwillig auf einen Teil seines Gehalts verzichtete. Nach 1848 glaubte er, man müsse durch die Schule die Vernunft der Menschen etwas unterstützen, und hatte selbst solchen Feuereifer für die von ihm als gut erkannte Sache, daß er sich dem Statthalter von Oberösterreich für die Volks-erziehung zur Verfügung stellte, ohne zunächst eine Entschädigung dafür zu ver-

langen. Auch ein Gutachten über diese Dinge verfaßte er, das ans Ministerium befördert wurde zugleich mit dem Vorschlage, Stifter eine amtliche Wirksamkeit zu geben. Und wirklich wurde er ohne staatliche Prüfung (!) 1850 Inspektor der Volksschule „für das Kronland ob der Enns“ mit 1500 Gulden Gehalt, die 1855 auf 1800 stiegen. Seine Freude über das sehnlich erwartete Dekret war sehr groß. Teils sah er seine materielle Lage gebessert, teils glaubte er gutes wirken zu können. Kaum braucht gesagt zu werden, daß das Amt für ihn bald zur drückendsten Fessel wurde. Außer allen Mühseligkeiten des Dienstes, wozu auch amtliche Reisen gehörten, hatte er Ärger und Kränkungen zu ertragen. Auch nach 1850, obgleich die Studien viel gekauft wurden, und trotz aller Einschränkung geriet Stifter manchmal in die ärgsten Bedrängnisse. So war es ihm sehr bitter, daß er das Reisegeld zu einer Fahrt nach Wien nicht aufbringen konnte, als er nach der Beruhigung der Revolution dem Kaiser seine Studien persönlich überreichen wollte.

Mit langsamem, mühseligem Anstieg war er ja in etwas bessere Verhältnisse gekommen. Aber etwa seit 1852 schleicht sich in seine Briefe jener gedämpfte, entsetzende Ton ein, über den er in seinen spätern Jahren nie mehr hinaus kam. Er hatte eben auch das seinige zu tragen. Unser starker, stolzer Lessing wandelt wie in einer tragischen Wolke vor unsrer Vorstellung, leider nicht wie in einer Nebelhülle gleich der, mit der Pallas Athene ihren Liebling Odysseus zur Phäakenstadt geleitete. Aus dieser Wolke funkeln zahllose Blitze seines Geistes hervor; ein- oder zweimal ertönt das schmerzliche Bekenntnis, daß er kein Glück hatte. Stifter hatte im Anfang seiner Schriftstellerei viel Glück; er bekam eine Staatsanstellung, verdiente mit seinen Schriften Geld — man denke dagegen, was Lessing von seinen Dramen hatte! —, aber er war einmal für sein Amt nicht geschaffen, und wie wir sagen würden, zu gut dazu. Mag es nun Interesse an der Sache gewesen sein, oder spielte der Gedanke mit, auf diese Weise Geld zu machen: er wollte 1853 mit seinem Freunde Apret ein Lesebuch für Oberrealschulen schreiben („solche Bücher haben oft ungeheuern materialen Erfolg“). Er allein wählte die Stücke aus dem Griechischen und dem Lateinischen aus und übersetzte sie. Das Buch wurde fertig und war nach dem Urteil des Fachmanns Apret sehr gut — aber erhielt nicht die „behrdliche Approbation.“ Mehr und mehr beherrscht den Dichter die Sorge für die Zukunft, obgleich seine Person und sein Leben im Jahre 1856, wie wir gesehen haben, einen behäbigen Eindruck machten. In der Tat, wenn er mit einem Drittel seines Gehalts pensioniert wurde, was sollte aus ihm werden? Die Sehnsucht nach einer Sicherstellung, sagt Hein, steigert sich allmählich bis zum Krankhaften; bald wird sein ganzes Sinnen und Trachten davon beherrscht. Auch der Gedanke, seine Freiheit wieder zu erlangen, folterte ihn bis zum Wahnsinn. So wird begreiflich, daß er (ohne Barmittel) dem Verleger eine Spekulation in Westbahnaktien vorschlug. Statt aber auf das Doppelte zu steigen, gingen sie unter den Nennwert hinab.

Seine Stimmung wurde durch Krankheit, die sich zuerst nur schüchtern einstellte, noch düstrier. Seine Urlaubsgesuche beginnen mit der Zeit. Der Staat war sehr liberal, wie er denn auch den Dichter mit vollem Gehalt

(1890 Gulden) pensionierte, und wie der Kaiser die Pension der Witwe von 420 auf 600 Gulden erhöhte, wozu der Verleger eine Rente von 400 Gulden beisteuerte. Im Jahre 1857 hatte Stifter endlich den „Nachsommer“ vollendet. Unter dem Beifall, den das eigentümlich feine Werk fand, verschwand ein Urteil wie das von Hebbel, den die Natur ja nicht eben zum objektiven Kritiker geschaffen hatte. Er meinte, man müsse dem die polnische Krone versprechen, der imstande sei, die Erzählung zu Ende zu lesen. Schon früher hatte er sein grundverschiedenes Wesen in den Versen ausgesprochen:

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
 Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!
 Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
 Säht ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär euch ein Strauß?
 Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
 Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Wie sehr Nietzsche (!) den Nachsommer rühmt, kann man beim Verfasser nachlesen. Auch ist es für den Dichter überhaupt kein schlechtes Zeichen, daß ihn Robert Schumann, der die Studien und die Bunten Steine gelesen hatte, besuchen und ihm Phantasien vorspielen wollte, die Stifters Worte in ihm lebendig gemacht hätten. Aber doch hatte der Dichter neben jenen Freuden des Beifalls von vielen Seiten viel böses zu ertragen. Eine heftige ägyptische Augenentzündung hinderte ihn 1859 monatelang an der Arbeit. Juliana, seine Pflegetochter, wurde im März desselben Jahres vermißt und scheint, achtzehnjährig, aus unbekanntem Gründen freiwillig in den Tod gegangen zu sein. Immer spähte der Dichter nach Befreiung vom Amt aus. Sein Dienst und viele Krankheit hinderten ihn auch an der Vollendung seines Romans „Witiko“, den er dem Verleger versprochen hatte. Er erschien erst 1865 bis 1867 und wurde fast allgemein sehr ungünstig beurteilt. Dafür hatte sein Verfasser 1865, also nach fünfzehnjähriger Dienstzeit, endlich die Freude, pensioniert zu werden. Jetzt, schrieb er froh, habe sein Nachsommer begonnen. Er fühlte sich noch einmal glücklich, gesund, hoffnungsvoll. Im April 1866 besuchte er wieder Karlsbad; aber die Anfälle seines Leidens wiederholten sich stetig, zuletzt unter den quälendsten Schmerzen, bis ihn der Tod (unter besonders tragischen Umständen) am 28. Januar 1868 erlöste.

Eine Musterung seines Besitzes ergab, daß den Aktiven von 1337 Gulden Passiven von 3758 Gulden gegenüberstanden. Zu jener Zeit hatte seine schriftstellerische Beliebtheit anscheinend den tiefsten Stand erreicht. Das änderte sich 1898, als die dreißigjährige Schutzfrist für seine Werke abgelaufen war; seitdem finden seine Werke wieder starke Verbreitung, also viele Leser.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie der Dichter für vieles, was er geschrieben hat, behalten wird. Nicht deswegen, weil er eine ängstliche Scheu vor allem hatte, was den Lärm des Tages ausmachte, oder weil er den Nachtseiten des Lebens gern aus dem Wege geht, oder weil er nicht selten breit und redselig ist. Sondern deswegen, weil er gewissen Bedürfnissen, die von der menschlichen Empfindung unzertrennlich zu sein scheinen, einen mannigfaltig gefärbten, tiefen und schönen Ausdruck gegeben hat. Was ihn uns teuer macht, ist haupt-

sächlich sein Verhältnis zur Natur. Er hatte die Fähigkeit, sie im ganzen auf sich wirken zu lassen wie ein volles Orchester; und doch außerdem sah und liebte er ihre kleinen und einzelnen Gebilde und Schönheiten. Wer die Natur fast immer bei weitem sympathischer findet als die Masse der Menschen, der findet bei Stifter, was er sucht, obgleich der Dichter Welt und Leben fast immer optimistisch beurteilt, woraus man ihm längst einen Vorwurf gemacht hat. Nach Abschluß der Studien warf ihm ein anonymes Beurteiler vor: „Die Studien sind keine Romane, Novellen oder Gedichte, sondern Studien. Was studiert der Verfasser? Welt und Leben? Nein — davon gibt er keine Probe. Philister rühmen die hohe Sittlichkeit; allein wo gar nichts geschieht, da ist es kein Wunder, daß auch nichts unsittliches geschieht. Der Verfasser studiert also sich, sein eignes Wesen . . .“ Es wurde ihm zeitig vorgeworfen, daß er nichts mächtiges und tragisches schaffen könne, daß die Personen im Nachsommer unbegreiflich leidenschaftslos seien. Auch damit gehört Stifter nicht in die Reihe der Modernen, daß er niemals zugeben wollte, es könne etwas schön sein, was nicht zugleich sittlich sei; daß er immer erheben, beglücken, reinigen wollte, daß er seine Bücher nicht bloß als Dichtungen betrachtet wissen wollte, sondern ihnen auch als sittlichen Offenbarungen Wert zutraute.

Dagegen macht ihn uns eine gewisse Verneinung der gewöhnlichen Wirklichkeit wert. Wie Goethe nach Bishers Ausdruck zu wenig Galle für das Drama hatte, so Stifter von diesem Desiderat zu wenig für die volle Darstellung des Lebens. Aber dafür gab er in reichster Fülle die Ergänzung zum Leben, die Natur mit ihrer unerschöpflichen Schönheit, Mannigfaltigkeit im großen und kleinen und idyllisch-idealisierte Ansichten vom Leben, die sich voll Duft und Sonne über die qualmigen, dunstigen, widervärtigen Tiefen erheben. Wir finden in der Tat nicht selten an ihm eine „erhabne Friedfertigkeit, welche dem Einsamen abseits vom Wege erblüht,“ jene Stimmung, die Mörike in dem kleinen Gedicht „Verborgtheit“ ausspricht:

Laß, o Welt, o laß mich sein!
 Locket nicht mit Liebesgaben,
 Laßt dies Herz alleine haben
 Seine Wonne, seine Pein usw.

Stifter, das wissen wir ja, schildert die Natur unübertrefflich. Namentlich pflegte ihn der Aufgang des Mondes zu begeistern. In hellen Nächten brachte er viele Stunden die Hände auf dem Rücken gekreuzt auf der Donaubrücke stehend zu, die farbigen Lichtänder an den Wolkenbildungen laut bewundernd und ihren malerischen Zauber Freunden und Bekannten erklärend, die sich ihm zu gemeinsamem Genuß angeschlossen. Wer die Natur schildern will, muß sie natürlich beobachten. Stifter tat es mit der ihm eignen Gründlichkeit, wie er denn von Pedanterie ja nicht frei war. Er führte verschiedene Tagebücher, darunter eins über Witterungserscheinungen, über Reisen und Ausfahrten, über seine Arbeiten. Bei seinen Malereien notierte er sich Gegenstand und Zeit der Arbeit nach Stunden und Minuten. Aber auch Goethe legte sich manche „Faszikel“ an, und die Brüder Goncourt benutzten ihre systematischen Tagebücher für ihre Arbeiten. Bei den feinen konnte sich Stifter nie genug tun.

Er änderte und besserte unaufhörlich, sogar noch beim Druck, indem er, Buchstaben zählend, ganze Sätze und Kapitel umformte. Bei Betrachtung eines mittelalterlichen Kunstwerkes sagte er einmal: „In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchslosigkeit, Selbstgeltung, Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt.“ Das wird man für die Komposition seiner Sachen zutreffend finden. Als er zu seinen großen Romanen kam, hatte er die Gewohnheit, sich vorher ein festes Schema zu entwerfen: Erstens Hauptidee im Gedanken, zweitens Ausarbeitung von Einzelheiten in Gedanken, drittens Abriß von Einzelheiten, Sätzen, Ausdrücken, Szenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hierzu müssen die erlesensten Stunden benutzt werden), viertens Textierung mit Tinte, fünftens Durchsicht dieser Textierung nach einiger Zeit mit viel Streichungen, Einschaltungen usw., sechstens Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit, Verschmelzung mit dem Ganzen, Reinschrift.

Seine Personen sind natürlich zum Teil seiner Erfahrung entnommen. Er selbst begegnet uns in Verkleidung nicht selten. Auch Verschmelzungen bereitliegender Modellstudien nahm er vor. Bischofs etwas mystische Sentenz (Tagebuch, Auch Einer), ein Dichter ist immer gescheiter als er selbst, freilich auch dummer als er selbst, können wir vielleicht auf unsern Dichter anwendend sagen: wodurch der Dichter wirkt, kann er nicht mit Sicherheit voraussehen. Was ihm nebensächlich erschien, wird vielleicht als Hauptsache empfunden und umgekehrt. So ja auch bei den Malern mitunter. Einer malt einen ganz besonders wundervoll blauen Himmel, um seine Glücksempfindung zum Ausdruck zu bringen, und der Himmel wird getadelt, weil er nicht realistisch ist, was er ja auch nach dem Bedürfnis des Künstlers nicht sein sollte. Ist das Genie, wie Schiller sagt, sich selbst immer ein Geheimnis, so muß es sich einfach geben, wie es ist. Schließlich trifft auf jeden Dichter großer Kompositionen zu: gebt ihr ein Stück, so gebt es nur in Stücken. Der Hörer oder Leser sucht sich dann die Stücke aus, die ihm gefallen; und daran wird bei Stifter nie Mangel sein.

In unsrer Zeit, wo die Frauenkongresse so rüstig an der Verbesserung der Welt mitarbeiten, kann noch erwähnt werden, daß Stifter schon in früher Zeit für die Befreiung des Weibes aus geistiger Knechtschaft eintrat und es für ein albernes Märchen erklärt, daß die wissenschaftliche Bildung die schöne, zarte Jungfräulichkeit, die Nativität und Herzensinnigkeit zerstöre. Auch war er Gegner der vielen und komplizierten weiblichen Handarbeiten und bezeichnet es als Unsitte, während eines Vortrags an einem Strumpfe herumzustochern. Dagegen hatte er sich noch nicht zur Vertretung des unbedingten „Rechtes auf Mutterschaft“ erhoben. Das blieb uns vorbehalten. Ob die ziemlich ausführlichen Inhaltsangaben von Werken des Dichters nicht besser eine Einschränkung erfahren hätten, muß den Bedürfnissen der Leser überlassen bleiben. Dagegen sind die niedlichen, zum Teil sehr hübschen Bilder, auch von Stifter selbst, ein unzweifelhafter Schmuck des Buches, dem der Verfasser viele Jahre eifriger Arbeit gewidmet hat.

K. Bruchmann

